

# Vom Bier

Autor(en): **H.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 9

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637458>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Man stelle sich vor, es träte das ein, was der nationalsozialistisch empfindende und denkende Schriftsteller Jakob Schaffner prophezeit. Von der Stadt Freiburg an der Saane bemerkt er nämlich lakonisch: „Heute ist sie ein Vorort des französischen Wesens . . . Sie hat noch Geschichte vor sich, weil um sie gekämpft werden wird.“ Ja, er geht weiter und behauptet, die Westschweizer seien eigentlich französisch redende Germanen, sie mögen lange Frankreich als ihre geistige Heimat betrachten; das wiege gegenüber „der blutmäßigen tiefen Ureinheit“ nicht viel, „wie überhaupt nicht der Unterschied ausschlaggebend“ sei, sondern die Gemeinschaft. (Diese Ueberbetonung der blutmäßigen Verwandtschaft und das Ableugnen der Bedeutung der tatsächlichen Unterschiede, ist natürlich Tendenz, unerlaubter Kunstgriff. Mit ihm vermag man alles auseinanderzureißen, was zusammengehört, und alles aneinanderzuketten, was sich in Wirklichkeit fliegt.) Man kann sich denken, ob sich Frankreich der nationalsozialistischen Charakterisierung der Westschweizer angeschlossen. Aus dieser Gegenfälligkeit der Betrachtungsweisen und — des Machtstrebens — ergäben sich periodische Kämpfe um ein neues Elsaß-Lothringen. Wir ersparen sie Europa, wenn wir die Unabhängigkeit unseres Landes wahren. Wir leisten einen Beitrag zu seiner Befriedigung oder vielleicht besser, wir helfen eine Vermehrung der Reibungs- und Kriegsgelegenheiten vermeiden. Es verhält sich wirklich so, wie unsere völkerrechtlich verankerte Neutralitätsurkunde vom 20. November 1815 bemerkt: „Die Mächte . . . anerkennen . . . daß die Neutralität und Unverletzbarkeit der Schweiz, sowie ihre Unabhängigkeit von jedem fremden Einfluß dem wahren Interesse aller europäischen Staaten entspreche.“

Mit andern Worten, indem wir unser nationales Interesse verteidigen, wahren wir zugleich das internationale. Wer den Rechts- und Friedensgedanken für heilsamer hält als das ungezügelte Streben nach Macht, muß alles einsehen und einsehen wollen, um die Unabhängigkeit unseres Staatswesens aufrecht

zu erhalten. Als Bestandteil irgend einer Großmacht würden wir sogleich zum Werkzeug einer mehr oder weniger imperialistischen Politik. Unsere Wehrpflicht würde künftig nicht mehr einige Monate, sondern einige Jahre betragen. — Man erinnere sich an die Zeit Napoleons. Nach Rußland mußten 9000 Schweizer mitziehen; von diesen blieben höchstens 700 am Leben.

Wir sind aufgerufen, uns im Sturme der Zeit zu bewähren. Sich täuschen lassen, ist heute eine Sünde gegen das Vaterland, und nicht Opfer bringen wollen und die augenblicklichen materiellen Interessen, z. B. etwa die des Handels, denen unserer Unabhängigkeit voranstellen, wäre Verrat an ihm, gleichgültig wen es beträfe.

Selbstverständlich gibt es auch in unserem Lande manches Bedenkliche. Im gegenwärtigen Augenblick neigen wir aber ganz entschieden dazu, dieses in völlig falschen Proportionen, nämlich stark vergrößert zu sehen. Einen allfälligen Gegner freut das. Wenn man Staaten nur unter der Bedingung verteidigen wollte, daß keine ihrer Anwohnerin etwas auf dem Kerbholz hätten, müßte man sie allesamt untergehen lassen. Das soll niemanden entschuldigen. Wer z. B. Anlaß zu Mißtrauen gibt, etwa durch Geschäftemacherei oder mangelnde Verständigungsbereitschaft, mag sich klar machen: Dem Mißtrauen entspringt leicht die fixe Idee, mit den zur Zeit Maßgebenden und der geltenden Ordnung sei überhaupt und grundfänglich nichts zu wollen. Nehmen Mißtrauen und Mißvergnügen überhand, sie mögen noch so übersteigert sein, so kann auch ein gefundes Staatswesen zugrunde gehen. Innenpolitische Enttäuschungen nicht heraufzubeschwören, andererseits wo sie sich doch einstellen, mit ihnen fertig zu werden, gehört mit zu den Obliegenheiten des Landeschutzes. Verstimmungen, auch berechnete, ja selbst entschiedene Unbilligkeiten und Ungerechtigkeiten dürfen uns in bezug auf unsere Hauptaufgabe keinen Augenblick beirren.

Im übrigen ist es heute wohl gut, sich an frühere Krisen- und Gefahrenzeiten zu erinnern.

## Vom Bier

Es ist heute wenig mehr bekannt, daß das Bier in früheren Zeiten, vor Tausend und mehr Jahren, bei uns ein tägliches Nahrungsmittel war. Sowohl die Kelten wie die Alemannen, die in vorgeschichtlicher Zeit unsere Gegenden besiedelten, kannten und schätzten es. Die erste Nachricht über das Bier in der Schweiz wird uns von einem Mönch aus dem Jahre 640 überliefert. In einer Lebensgeschichte des Heiligen Columban, des Heidenapostels, der die Alemannen zum Christentum bekehrte und später bei uns hohe Verehrung genoß, berichtet uns jener Mönch, wie der Heilige in der Gegend des oberen Zürichsees missionierte. Einstmals sei er eben dazugekommen, wie die heidnischen Alemannen ihrem Gott ein Opfer darbringen wollten. Sie hatten ein großes, wohlverspundetes Faß mit frischgebrautem Bier aufgestellt, und auf die Frage Columbans, was sie da machten, hätten sie ihm geantwortet, sie brächten ihrem Gott Wotan ein Opfer dar. Wie er aber dies vernommen, sei er zornig geworden, habe das Faß angeblasen und siehe da — es zerbarst mit Krachen in viele Stücke, sodaß alles Bier augenblicklich auf der Erde zerfloß. Damit erwies sich, so berichtet uns der fromme Mönch, daß der Teufel in dem Faß verborgen gewesen sei, der durch das unheilige Getränk die Seelen der Opfernden habe verführen wollen. Wie die heidnischen Alemannen das sahen, staunten sie und sprachen, Columban habe fürwahr einen starken Atem, daß er ein festgefügtes Faß also mit seinem Hauch zertrümmern könne. Er aber predigte ihnen das Evangelium, und hieß sie von ihrem heidnischen Brauch abzulassen und dem wahren Gott zu glauben. Viele seien damals durch die Predigt des heiligen Mannes überzeugt und zum

Christentum bekehrt worden. So schrieb vor 1300 Jahren jener fromme Mönch und Schüler des Heiligen.

Aber recht bald haben auch die Mönche und Mönche das Bier als Labetränk schätzen gelernt. Im berühmten Bauplan des Klosters St. Gallen, der im Jahre 820 gezeichnet worden war, finden wir nicht weniger als drei verschiedene, vorzüglich eingerichtete Brauereien vor: eine für vornehme Reisende (denn die Klöster waren damals zugleich Gasthäuser und Herbergen), eine für Pilger und arme Reisende und eine dritte für die Klosterbrüder selbst. Jede bestand aus einem Sudhaus mit vier Defen und vier Braukesseln nebst einem anschließenden Gärraum. Es scheint, daß man damals schon Bier von verschiedener Qualität gebraut hat. Eine groß angelegte Mälzerei soll nach den gleichzeitigen Aufzeichnungen in der Klosterchronik Platz für 100 Malter Getreide gehabt haben.

Das Bier war in jener Zeit des frühesten Mittelalters noch allgemein verwendetes Hausgetränk. Wie das Backen gehörte auch das Brauen zu den selbstverständlichen Hausarbeiten. Auf den kaiserlichen Gutshöfen zur Zeit Karls des Großen, deren es in unseren Gegenden viele gab, war das Back- und Brauhaus eine unbedingt notwendige Einrichtung. Im Brauhaus mußte die Braupfanne jederzeit bereit sein und der Gutsverwalter hatte stets einen Vorrat von Malz zu halten, damit rechtzeitig gutes Bier gebraut werden konnte, wenn der Besuch hoher Gäste in Aussicht stand. Bier und Malz gehörte zu den immer vorrätigen Lebensmitteln, ebenfogut wie geräuchertes und eingepöckeltes Fleisch, Speck, Käse, Mehl usw.

Leichtes Bier aus heimischem Getreide, in primitiver Weise im Hause gebraut, war das nationale Getränk im großen Frankenreiche, zu dem früher auch unsere Gegend gehörte.

Im Verlauf der späteren Jahrhunderte kam das Bierbrauen immer mehr außer Brauch. Wir vernehmen noch, daß Hopfen angebaut wurde, und man daher im 12. Jahrhundert schon Hopfenbier gebraut haben muß, während früher das Süßbier mit allerhand Gewürzkräutern, Wachholderbeeren, bitteren Wurzeln, ja sogar mit Eichenrinde gewürzt wurde. Weil aber das Bier gar leicht schlecht und sauer wurde und ein Sud verdarb, wenn er nicht mit Kunst und Umsicht gebraut worden war, und nicht zuletzt wohl auch weil man verlernt hatte ein kräftiges Bier zu brauen, kam das alte Getränk in Verruf. Umfomehr als der Wein, dessen Anbau und Pflege immer größere Bedeutung gewann, dem Bier den Rang streitig machte. In einem Becher Wein sei mehr Kraft enthalten als in vierundvierzig Bechern Bier, so spottete ein deutscher Dichter zu Anfang des 13. Jahrhunderts.

In Zeiten von Mißwachs oder gar von Hungersnot verbot man das Brauen von Bier, weil alles Getreide als Brotfrucht verwendet werden mußte. Dagegen ließ man dem billigeren, dauerhaften und lagerbeständigen Wein alle erdenkliche Förderung angedeihen. So kam es, daß der Wein als Volksgetränk die Stelle des Bieres einnahm, und daß man in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Schweiz überhaupt kein Bier mehr braute.

Wandernde Handwerksburschen und Flüchtlinge, die zur Zeit des dreißigjährigen Krieges unser vom Kampf und Verwüstung verschontes Land aufsuchten, machten die Kunst des Bierbrauens in unseren Gegenden wieder heimisch. Und zwar waren es zuerst die Färber, deren Werkstätten mit den großen Sudbottichen wohl geeignet waren, ausnahmsweise Bier darin zu brauen. Was für ein Bier dieses Färberbier aber war, darüber gibt uns die Geschichte keine Auskunft. Als im Jahre 1639, also vor genau 300 Jahren, die Färber an der Matte in Bern „sich hatten geluften lassen etwas Biers zu breiwen“, da fanden es die Gnädigen Herren nur für recht und billig, daß auch sie beim Verkauf ihres Gebräus eine Getränkesteuer abzuladen hätten, wie dies beim Weinverkauf seit Jahrhunderten schon üblich war. Gegen das Brauen selbst hatten sie nichts einzuwenden, und bereits im Jahre 1641 erteilten sie einer Brauerei an der Matte die obrigkeitliche Konzession „Bier zu brüjen“.

Im Jahre 1688 errichtete der Gründer und Organisator des bernischen Postwesens, Beat Fischer, eine Brauerei auf seinem Schloßgut zu Reichenbach, nicht zuletzt wohl um den bairischen Postknechten, die in seinen Diensten standen, den täglichen Labetrunk nicht vorzuenthalten. Es ist dies wohl die älteste, heute noch bestehende Brauerei in der Schweiz.

1768 bestanden im alten bernischen Kantonsgebiet — das vor 1798 auch die Waadt und den Aargau umfaßte — insgesamt 14 Brauereien, drei in der Stadt Bern, drei in Aarau und drei im Murtenamt, zwei in Morges und je eine in Reichenbach, Burgdorf und Thun. 1785 wurde das Bierbrauen wie der Bierauschank ein konzessionspflichtiges Gewerbe. Ohne eine vom

Rat erteilte Konzession durfte von nun ab keine Brauerei mehr errichtet werden. Während der Revolutionszeit von 1798 fiel diese Gewerbebeschränkung aber mit der Proklamation der Gewerbefreiheit dahin. Es entstanden eine große Zahl kleiner Brauereien; doch hatten diese kleinen, meist mit einer Bintenwirtschaft verbundenen Brasserien keine große Lebensdauer. 1836 existierten im heutigen Gebiet des Kantons Bern 21 Brauereien, sechs in der Stadt Bern selbst, je zwei in Burgdorf, Delsberg und Bruntrut, je eine in Steffisburg, Thun, Biel, Sonvillier, Tramlingen, Laufen, Ins, Bellelay und Langenthal. Es waren ausschließlich kleingewerbliche Betriebe, die nur saisonmäßig, d. h. in der kühleren Jahreszeit im Frühjahr und Herbst Bier brauen konnten, weil die Lagerung, vor allem die Kühlung damals noch unbekannt war. Noch immer war das Hauptgetränk der Bevölkerung der Wein und — Schnaps. Das Bier galt auch in den Städten als Luxusgetränk, — das heißt, wenn es gut war. Häufig jedoch war es schlecht. Die Einrichtungen der Brauereien waren noch mangelhaft, das Gebräu bei dem langsamen oder stockenden Absatz vielfach dem Verderben ausgesetzt, sodaß saures Bier, besonders wegen Mangel an guten kühlen Kellern, durchaus keine Seltenheit war.

Als eine Folge von schlechten Weinjahren, und ganz besonders verursacht durch weitverbreitete Weinfälschereien, nahm in den 60er Jahren der Bierkonsum einen größeren Umfang an. Das Biertrinken wurde Mode und hat wahrscheinlich mehr noch als alle die vielen wohlgemeinten Aufklärungen gegen die Schnapsgefahr dazu beigetragen, die unheimliche und verderbenbringende Schnapspest zu verdrängen (damals kamen auf den Kopf der Bevölkerung noch annähernd 10 Liter Schnaps!).

Die Brautechnik nahm einen ungeahnten Aufschwung. Die Einfuhr ausländischen Bieres in die Schweiz stieg mächtig, aber auch das einheimische Gewerbe begann sich rasch und zunehmend zu entwickeln und schließlich zu einer eigentlichen Industrie auszubilden.

Während es 1836 im Kanton Bern 21 Brauereien gab, zählte man 1883 deren 57. Während die Produktion stetig zunahm, sank zugleich die Zahl der Betriebe, von den 57 im Jahre 1883 existieren im Kanton Bern heute noch deren 8. Ein unerbittlicher Konkurrenzkampf auf dem Absatzmarkt verbunden mit immer höher gestiegenen Anforderungen an die Produktionstechnik und die maschinellen Einrichtungen ließen die kleineren, weniger leistungsfähigen Betriebe in den Rückstand kommen und nach und nach verschwinden. Heute besitzen wir in der Schweiz eine höchst leistungsfähige, modern ausgebaute Brauereindustrie, deren Produktionskapazität noch lange nicht voll ausgenützt ist und die sich daher auch weit höher gestiegenen Ansprüchen noch gewachsen zeigt.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte sich die Bierbrauerei vom hauswirtschaftlichen und kleingewerblichen Betrieb durch den Aufschwung der Technik und durch ständige fortschrittliche Verbesserungen zu einem bedeutenden schweizerischen Industriezweig entwickelt. Die schweizerische Brauerei-Industrie gehört heute zu den einflussreichsten und bestorganisierten Produktionszweigen unserer nationalen Volkswirtschaft. H. S.

## Aus den Anfängen der Gurtenbrauerei

Da, wo jetzt am Hang des Gurtens unterhalb der Burdi die Brauerei zum Gurten steht, war vor 75 Jahren noch ein Sandsteinbruch, das sogenannte Steingrube-Heimwesen. Im Herbst des Jahres 1862 ging es für 17,500 Franken in den Besitz eines Bauernsohnes über. Der kam aus Bolligen, hatte einige Jahre zuvor den väterlichen Bauernhof verkauft, war nach München gegangen, um dort das Bierbrauen zu lernen, und begann nun, im Frühjahr 1863, in diesem Steinbruch die ersten Einrichtungen

zu treffen, um hier die in der Fremde erlernte Kunst des Brauens auszuüben. Er hieß Johann Juter und verstand sein Handwerk so gut wie sonst einer der zahlreichen Brauer, die damals im ganzen Land herum ihre Kleinbetriebe führten. Was ihn aber rasch auszeichnete und in die Höhe kommen ließ, war die glückliche Wahl des Standortes seines Unternehmens: die schattige Lage und die tiefen kühlen Keller, die er zum größten Teil durch Zuchthäuser, die damals noch zu solchen Arbeiten vernie-